

Kaffeehaustheater in Graz Schnitzlers Fräulein Else

Arthur Schnitzlers Novelle *Fräulein Else* ist in die Grotteske als deren zweiter Teil eingewoben. Die erfundene Schwester der Adele Bauer, die Dirne Frieda, die Klimt in seinem Atelier Modell sitzt, probt nebenbei für ihre Rolle als Fräulein Else. Dabei vollzieht sie den reizvoll-humorigen Wechsel von der Adelssprache Schnitzlers ins Dirnen-Wienerische, wenn sie sich an Klimt wendet, der still pinselnd hinter seiner Staffelei steht. Ein *vorläufiger dramatischer Entwurf* der als inneren Monolog bezeichneten Novelle soll für einen Künstlerkreis bis hin zum Burgtheaterdirektor im Atelier aufgeführt werden. Der Zeitpunkt wird zehn Jahre vor das Erscheinen der Novelle gelegt. So können die Künstler der Jahrhundertwende 1914, am Vorabend des Ersten Weltkriegs, durch Erzählungen und Telefonate im Stück präsent sein. Der Darsteller von Klimt, Dobrowsky, ist ziemlich gleich alt wie der Maler 1914 war. Der typische Malerkittel und das aufgewirbelte Haar erinnern an Klimt-Fotos aus jener Zeit. Im Kaffeehaus steht er irgendwo still am Rand hinter seiner Staffelei. Und vor den Leuten allein sitzt am weißen Stuhl Viktoria Steiner, von der die Dirne immer mehr abfällt, und die ganz zum Fräulein Else wird. Mitreibend und aufregend. Ganz groß im kleinen Kaffeehaus in Graz.

Der Büstenhalter liegt beim Spiegel an der Wand, das Kleid und die Schuhe um die Beine des weißen Stuhls. Die Strümpfe vor der ersten Reihe. Vor ein paar Minuten haben die Leute den Raum verlassen, die Schauspieler ziehen sich um. Auf einmal ist es still, nur ein Murmeln dringt von der Theke des Kaffeehauses herein. Ich lasse die letzten Minuten vorbei gleiten.

Ja, sie hat es getan, hat sich im Strom der quälenden und gierigen Gedanken und Worte unter dem schwarzen Mantel ausgezogen, hat ihre Nacktheit den Leuten im Spiegelbild präsentiert. In Wirklichkeit sehen sie nur den schwarzen Mantel und durch kleinste Bewegungen gerade noch so viel nackte Haut, dass sie die Phantasie in das Publikum des Musiksalons verwandeln kann. Dass sie die kühle Glätte des Spiegelglases mitempfinden, an das sie sich drückt. *Mörder - Halluzinationen, hysterisches Lachen, Veronal. I´ hab´ Veronal trinken, i´ werd´ sterben ... allein durch die Wüste ... I´ hab ja g´wusst, dass i´ fliegen kann ... ich*

fliege. Ich muss an Saint Exupery denken. An den ewigen Menschheitstraum, an die Symbolkraft, an die Angst vor dem Verlust der Ideale und der Zerstörung der Idole.

Der Inhalt der Novelle: Else wird im Urlaub in den Südtiroler Dolomiten per Brief von ihrer Mutter gebeten, den reichen Kunsthändler Dorsday um ein dringend benötigtes Darlehen zu bitten, da ihr Vater als Rechtsanwalt Mündelgelder veruntreut habe und vor der Verhaftung stehe. Dorsday will 30.000 Gulden zur Verfügung stellen, fordert aber von Else, sie nackt betrachten zu dürfen. Else ist empört, erkennt aber ihr Dilemma: würde sie das Angebot Dorsdays ablehnen, müsste sie ihren Vater seinem Schicksal überlassen; das Eingehen käme aber einer Selbstprostitution gleich. In dieser Konfliktsituation zeigen sich Todessehnsucht und exhibitionistische Wünsche, Liebesbedürftigkeit und Emanzipationsstreben. Sie ist nicht in der Lage, sich gegen die Ansprüche des Vaters zu wenden und ihre eigene Integrität durchzusetzen. Zugleich wird ihr klar, dass die Selbstaufgabe mit einem Selbstmord einhergehen wird. Und dass sie sich nicht alleine auf das Zimmer Dorsdays begeben kann. So verbindet sich die exhibitionistische Sehnsucht mit dem von Dorsday ausgeübten Entblößungs-Zwang: Im Musiksalon des Hotels - in Anwesenheit Dorsdays, dessen Forderung damit erfüllt ist - zeigt Else der versammelten Abendgesellschaft ihren zu Beginn mit einem schwarzen Mantel verhüllten nackten Körper und fällt in Ohnmacht. Auf ihr Zimmer gebracht, gelingt es ihr, unbemerkt das bereitgestellte Schlafmittel Veronal zu sich zu nehmen und in einen traumartigen Zustand zu fallen - oder zu sterben.

Klimt - Goldfische unter den Seerosen am Attersee

Groteske im Kaiserfeld. Das Café ist wie die Gasse, in der es liegt, nach einem berühmten steirischen Landeshauptmann benannt. Vom Eingang her geht man an einem, durch Drahtglas und Metall getrennten, vormaligen Geschäftsraum mit großen Öffnungen und einem flachen Auslagenkasten zur Straße hin: der Theaterraum, zu betreten vom dahinter liegenden Café aus. Ein Kachelofen, ein Spiegel, ein langer Tisch, ein dreiteiliger Paravent aus überzogenem Holzgitter. Ein Tischchen mit Mal-Utensilien und Staffelei, zwei dominierende weiße Stühle, wie *Sitzwürfel* mit senkrechten Stäben an drei Seiten und grau karierten Sitzpolstern in halber Höhe. Der Rahmen zur Suche des Bildausschnitts und sein Fernrohr für die Naturmalerei, die Klimt im am Attersee oft betrieb, weisen den Raum als sein Atelier aus.

Eine Grotteske nennt Autor Dobrowsky das Stück *Klimt - Goldfische unter den Seerosen im Attersee*. Es handelt von Männern, die sich ein Leben lang weigern, ihre Kindheit abzulegen und die ihr Dasein mit Zeichnen und Malen zubringen. Und von dem tiefen Eindruck der Weiblichkeit auf diese großen Kinder. Absonderlich, übersteigert und verzerrt, aber fantastisch. Letzteres ist Viktoria Steiner zu verdanken, die die Frauen darstellt, die den tiefen Eindruck auf die von Wolfgang gespielten Männer macht. Und sie bereitet das Feld auf für den zweiten Teil. Sie ist Adele, ist aber auch ihre erfundene Schwester Frieda, die für Adele gehalten wird, aber als Frieda eine lustvolle Dirne mit dem Drang zu Höherem ist, Schauspielerin sein will wie die Sandrock. Die Schnitzlers Fräulein Else spielen will, und letztlich mit ihr in ihren Qualen und ihrer Gier aufgeht.

Adele, die Tochter des Bankdirektors Bauer, war im wirklichen Leben seit 1899, als sie achtzehnjährig den viel älteren Ferdinand Bloch geheiratet hat, mit Klimt befreundet. Sie war Modell für Judith. Klimts Gemälde von ihr sind spätestens dann weltberühmt geworden, als das erste aus 1907, die *Goldene Adele* mit 135 Millionen Dollar 2006 den höchsten, je für ein Bild bezahlten Preis, das zweite mit 88 Millionen den fünfthöchsten erlangt hatten. Im Salon der aufgeschlossenen jüdischen Großbürger Bloch-Bauer trafen sich Künstler, Schriftsteller und rote Politiker.

Im Atelier Klimts geht es bunt zu. Von einem Römerfest ist die Rede, die Modelle heißen nur Schweinderln, von Syphilis hört man, und Schampus wird getrunken. 10.000 Kronen für das Empfangsfest. Bekannte Namen purzeln durch den Raum, sie rufen an oder werden angerufen. Kafka, Schiele, Kokoschka, Mahler, Flöge, Zuckerkandl und natürlich der *Thurl*, Arthur Schnitzler. Nicht zu vergessen der *Sigi*, Sigmund Freund.

Frieda bringt die Revierstreitereien ihrer Branche herein, man hört die Behauptung, dass das Hinterteil das Kostbarste der Frauen sei, dass es Philosophie bedeute zu malen, und dass es Malen bedeute zu philosophieren. Besoffen, manieristisch und arrogant ist der Schiele von Dobrowsky. Sein Graf ist von vertrottelter oder besser: zynischer Affigkeit, und da schrammt die Grotteske an die Farce, denn der Graf ist Seine Allerhöchste Majestät selbst, inkognito den Klimt aufsuchend, weil er gern ein Bild von

der Kathi Schrott hätte. Der lederbehoste Rasierschaum-Kaiser ist *den letzten Tagen der Menschheit* von Karl Kraus entsprungen, die 2006 atemberaubend durch das Kaffeehaus hindurchgefegt sind, an der Theke angefeuert von Steinbauer und Dobrowsky.

Wohin soll das Ganze führen? Das pralle Bild einer Gesellschaft, die am Abgrund tanzt, ein buntes Bild skurriler Gestalten, ein explosives Gemisch begnadeter Künstler und Schriftsteller, die alle Schranken nieder reißen? Adele oder Frieda-Adele kurz angebunden, *i´ tauch´ ab, i´ werd´ a´ Goldfisch ...* Oder an anderer Stelle zum Meister, *Klimt, geh´ ma´ ins Bett!*

Die vielen Rollen und imaginären Figuren des ersten Teils bleiben im zweiten in den Köpfen der Leute. Sie bilden das Umfeld der kleinen Dirne, die sich in die Welt des Fräulein Else hineinsteigert, zu einer der zwei streitenden Seelen in der Brust Elses wird. Wie soll sie den Vater retten, Dorsday blamieren und das Selbstwertgefühl bewahren. Öffentliche Exhibition als Prostitution light führt aber zur Verstoßung als Verrückte. Die beiden Seelen können offenbar erst im Tod wieder eins werden. Von der Novelle gibt es viele Bühnenfassungen. Der Cineast Schnitzler hat selbst 1927 ein Drehbuch verfasst, 1929 kam der Film.

Zwischen dem ersten und zweiten Teil gab es Gespräche und einige Krügel dessen, als das sich Dobrowsky selbst auch bezeichnen kann, nämlich ein Gösser. Am zweiten Abend steht er ja still hinter der Klimt´schen Staffelei, während Viktoria Steiner, seine *Elevin* bis zum Schauspieldiplom bei ihm als Privatlehrer, 26jährig in den Körper der 19jährigen Else schlüpft und ihn liebesehnsüchtig nackt an den Spiegel drückt.

* * *

Im Februar ist die Wiederaufnahmen der Grotteske *Klimt – Goldfische unter den Seerosen am Attersee* und deren Teil II mit *Schnitzlers Fräulein Else* gespielt worden. Diese Aufführungen habe ich am 7. und 8. Mai 2007 im Mai besucht. *Der Reigen* von Arthur Schnitzlers ist in der Inszenierung aus 1988, also vom Beginn der gemeinsamen Theaterarbeit des Duos Steinbauer – Dobrowsky, im Mai wieder aufgenommen worden. Am 4. Juni 2007 habe ich sie gesehen.

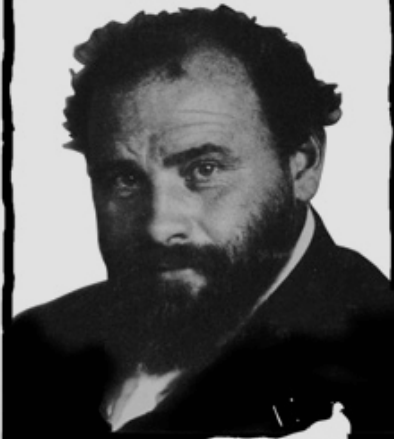
Dorothee Steinbauer, 1958 in Würzburg geboren, Abitur, einige Semester Universität, abgeschlossene Lehre als Universitätsbuchhändlerin, 1984 Schauspiel - Diplom der Hochschule in Hannover, Engagement am Theater Heilbronn, 1986 am Landestheater Coburg, 1988 eigene Theaterproduktionen mit **Wolfgang Dobrowsky**, 1956 in Leoben geboren, 1976 Abschluss in Grafikdesign (Ortwein-Schule Graz; siehe Plakate!), 1982 Schauspiel – Diplom der Hochschule Graz, Engagement in Heilbronn, 1986 am Landestheater Innsbruck, 1988 Theaterproduktionen mit Dorothee Steinbauer.

Mittlerweile über 60 Theaterproduktionen, 1993 bis 2001 gemeinsame Leitung des THEATRO in Graz, dann gemeinsame Leitung des ccw (Culturzentrum Wolkenstein) in Stainach im Ennstal.

Wolfgang denkt in Bildern und Räumen, an Regie und Bühnenbild, **Dorothee** an den literarisch rechten Ton und die Dialogregie. Diese Kombination ist Grundlage für gemeinsam verfasste außergewöhnliche Konzepte. Die unakademisch frechen und dennoch werkgetreuen Klassikeradaptionen werden in allen Altersgruppen und Publikumsschichten geschätzt. Seit ihrem *Faust eins* soll es unter Schülern wieder Goethe-Leser geben. Die Bandbreite reicht aber bis zu Stoffen von Woody Allen, Bert Brecht, einem Quentin Tarantino-Film und allem, was Spaß und Spannung mit Tiefgang verspricht. Dazu gehören Doros Neuübersetzungen von Shakespeare, das Stück *Gauguin, mon amour* von Wolfgang, als in Graz eine Gauguin-Ausstellung zu sehen war. In Leoben gab es einen Jedermann, der die Leobener auf die Beine und sogar auf die Bühne brachte. *Immer treu ihrem Vorsatz, Theater mit Menschen und für Menschen zu machen. Denn ein Theaterabend muss mindestens so gut sein wie ein Abend bei ein, zwei Krügerl unter guten Freunden.*

Am 24. Juli 2007 ist Altmeister George Tabori 93jährig gestorben. Er erwartete, dass das Publikum Bühnenwerke *versteht, genießt und Spaß* daran *hat*. Er sprach sich in seinen Stücken für Humor aus, den man im Gegensatz zur Ironie im deutschen Theater nur selten finden könne, und er wollte Geschichten erzählen wie einen Witz, denn *jeder gute Witz erzähle eine traurige Geschichte, und die Pointe löse das dann auf. Das habe viel mit seinem Theater zu tun.*

Steinbauer & Dobrowsky



W. Dobrowsky

GUSTAV
KLIMT

GOLDFISCHE UNTER DEN SEEROSEN
IM
ATTERSEE

mit
Viktoria Steiner und Wolfgang Dobrowsky

Regie: Dorothee Steinbauer

Cafè Kaiserfeld

Kaiserfeldgasse 19 - 21

Termine:

Di 23., Fr 26., Sa 27., Di 30., Mi 31. Jänner
Di 06., Mi 07., Di 13., Mi 14. Februar
jeweils um 20⁰⁰ Uhr

Karten: Zentralkartenbüro, Abendkasse, telefonische Reservierung: 0676/3378065

Steinbauer & Dobrowsky



GOLDFISCHE UNTER DEN SEEROSEN
IM
ATTERSEE
Teil II

GRETHE

FRAÜLEIN
ELSE
SCHNITZLER

mit
Viktoria Steiner
und Wolfgang Dobrowsky

Regie: Steinbauer & Dobrowsky

Cafè Kaiserfeld

Kaiserfeldgasse 19 - 21

Termine:

Premiere Do 18. Jänner
weitere Vorstellungen am Sa 20., Mi 24., Do 25. Jänner
Do 01., Fr 02., Sa 03., Do 08., Fr 09., Sa 10., Do 15., Fr 16., 17. Februar
Beginn jeweils um 20⁰⁰ Uhr

Karten: Zentralkartenbüro, Abendkasse, telefonische Reservierung: 0676/3378065

Plakate aus der Werkstatt des Grafikers Wolfgang Dobrowsky

Arschwackelnd am Plattenspieler **Der Reigen** von Arthur Schnitzler **beginnt**

Sie streift herausfordernd an dem Soldaten an, zwinkert und zieht den Rock in die Höhe. Er verliert keinen Ton und auch die Virginia nimmt er nicht aus dem Mund. Schon wackelt die Kredenz, hinter die sie sich verziehen. Direkt oder im Wandspiegel kriegt man etwas von der witzigen Rammelei der zwei *Alten* mit. Und schon verwandelt sich die Dirne in ein Stubenmädchel. Der Soldat bleibt, die Virginia auch, sie tanzen, ein Bussl und schon geht die Rammelei wieder los. Sie will wissen, ob er sie gern hat, und weint zur Aussage, *des wirst wui spürt hab'n*. Er tanzt mit einer Schülerin dieser Schulaufführung. Ich blicke in die Gesichter der Schüler und Schülerinnen. Fragend oder gelangweilt scheinen einige zu sein, die meisten amüsieren sich.

Das Stubenmädchel hilft, aus ihm einen jungen Herrn zu machen, der gleich am Sessel zur Sache kommt und dann ins Kaffeehaus flüchtet. Das Stubenmädchel wird zur jungen Dame und kommt verstört zum jungen Herrn. Zwei Männer hätten sie im Stiegenhaus gesehen. Küssen. Sie holt Luft und fragt, ob er eine andere ..., nie? Zieht sich selber aus, aber er kann nicht. Das sei so, wenn man jemanden stark liebe. Sie setzt sich auf ihn, wieder nichts. *Warum hab' ich dich so lieb?*

Es ist Zeit, dass er sich für die fünfte Szene in den Ehemann verwandelt. Gleich ist Halbzeit und er schwitzt aus allen Poren. Er spricht mit der jungen Dame über die Heiligkeit der Ehe und die Liebschaften, das Mitleid mit den jungen Geschöpfen, mit denen es nie ein Vergnügen, wohl ein Rausch gewesen sei, für den er teuer bezahlt habe. Sie geben sich selbst dem Rausch hin. Sie macht blitzartig ein süßes Mädchel aus sich, das bei der Mutter wohnt und ihn an die Jugend erinnert, er vögelt sie in der Unterhose. Dann kraust er die nassen Haare in die Höhe, sein Hemd ist bereits klitschnass, schnell eine Brille auf die Nase und er ist ein Dichter. Das süße Mädchel fällt im Halbdunkel hin, er nennt sie *heilige Einfalt*, weil sie dumm sei. Deswegen liebe er sie und nimmt sie lachend samt Sessel. Pause nach dieser Kraftanstrengung.

Er ist noch Dichter, als es wieder beginnt, sie hat sich in eine Schauspielerin verwandelt. Beten, Kuss, Heiligenbilder, *du redest*

wie ein Idiot, Ablehnung, Annäherung, Entkleidung wie ein Stierkampf, Dialog während des Geschlechtsaktes und gemeinsames Hinfallen. Das ungeheuer raffinierte Spiel der Enthüllung und Verhüllung. Alle wissen, dass sie nun unter dem Tuch, dem Mantel oder was immer nackt ist, aber man sieht es nicht. Die intimsten Wäschestücke sind am Boden verstreut. Die Szene erinnert an *Schnitzlers Fräulein Else* im Februar in diesem Raum vor dem Spiegel. Der Graf, in den er sich mit Tschako verwandelt, gibt sich als vertrottelter Philosoph. Die Schauspielerin findet, *Denken, das ist a´ Unglück*. Sie hasse die Menschen. Er meint, *wenn man daran glaubt, ist immer eine da, die einen lieb hat*. Glück, Liebe Rausch, vorbei ... Aus der Schauspielerin wird die Dirne der ersten Szene. Nackt unter dem Leintuch am Sofa, in einem ärmlichen Zimmer. Sie erinnere den Grafen an ..., in der Nacht habe sie ihm besser gefallen ... der Reigen geht weiter.

Der *Reigen* stöhnt vorüber, ich ziehe die ausgestreckten Füße zurück, damit die heftigen Akteure nicht zu Fall kommen. Wolfgang spielt zehnmal den Liebhaber, ist in Schweiß gebadet und sein Sakko hat einen nassdunklen Rücken. Kann ein 51jähriger junge Männer spielen, kann eine 49jährige Fräuleins und Dirnen spielen? Werden sie nicht zu Karikaturen in der fast zwanzig Jahre alten Inszenierung? Sie lassen es zu, kalkulieren vielleicht sogar ein, dass manche Szenen dadurch witziger oder überhaupt erst witzig werden. Doch bei dem Duo ist nichts wie sonst. Sie sind vielleicht sogar näher beim Autor als andere, erweitern den Blick und trotzten den Stücken auch komische Qualitäten ab. Im Sinne Schillers: *Ernst ist das Leben und heiter die Kunst!*

Humor, den man in deutschen Theater nur selten findet

Seit 1982 ist der *Reigen* frei verwendbar. Theater und Kino haben sich darauf gestürzt, aber nicht mit dem erwarteten Erfolg. Manche hätten sich, sagt Wolfgang, von Schnitzler entfernt, andere als Amateur-Tiefenpsychologen sich verirrt. Ihm sei die Gabe des Humors gegeben, und das helfe ihm. Der Forderung von George Tabori nach Humor kommt diese Gabe sehr entgegen. Geschichten sollten wie ein Witz erzählt werden, denn ein guter Witz erzähle eine traurige Geschichte, und die Pointe löse das dann auf. Auch daran mangelt es bei den Theaterarbeiten von Dorothee und Wolfgang nicht. Selbst bei *den letzten Tagen der*

Menschheit von Karl Kraus ist es ihnen gelungen oder bei *Faust eins*. Der *Reigen* ist köstlich, bis an den kitschigen und schmierigen Rand. Die Gegenposition: Ihr habt den *Reigen* nicht ernst genommen, ihr habt ihn verblödet. War nicht der Todernst klassischer Dramen längst aus der Mode, als Schnitzler seine Arztpraxis auf die öffentliche Bühne verlegte, den Menschen die Larven vom Gesicht riss, und ein Krieg halb Europa zerstörte (Österreich war wahrscheinlich zum falschen Zeitpunkt in der Geschichte fast ein Modell für Vereinigte Staaten von Europa, und ein alter, als *vertrottelt* gezeißelter Monarch, war das Symbol der Dynastie, der Tradition, der verlorenen Zukunft). Die Schüler kommen anscheinend besser mit diesem Theater zurecht als mancher vorbelastete Erwachsene, der Schnitzler bereits als Klassiker anbetet und kein Augenzwinkern mehr für die Wirklichkeiten der Welt übrig hat.

Faust eins im Schloss Friedhofen

Das Schloss Friedhofen in St. Peter Freienstein liegt nördlich von Leoben im Vordernberger Tal. Seit Jahren ist der Renaissancehof im Sommer ein Klassik – Schauplatz. Vor zwei Jahren habe ich hier *Stella* mit Dorothee, Wolfgang und Viktoria Steiner gesehen. Die Faust - Inszenierung, die ich vor Jahren in einem Arkadenhof in Leoben erlebt habe, wurde neu bearbeitet und besetzt. Nun spielt Wolfgang den Faust, Dorothee den Mephisto mit der blauen Zunge und Miklos Horvath den Gottvater, den Famulus, den Schüler, die Marthe und Margarethens Bruder. Margarethe, das *Gretchen*, ist Viktoria Steiner. Diese sonntägige Theatermatinee erlebe ich am 1. Juli 2007.

Die neue Inszenierung ist exakt, die Aussagen sind präzise und direkt. Die Zitate werden als besondere Stücke aus dem *Bergwerk Faust* heraus genommen, durch Stichworte in Erinnerung gerufen und manchmal verhuscht. Aus der Zitatensammlung wird das Notwendige für den Fortgang des Stückes verwendet, und so das Ganze in einen Rhythmus gebracht. Manchmal spannen, auch verstärkt durch den Knall von Pistolen, die im Dialog und gemeinsam wie eine Litanei gebeteten Verse den Bogen für das nächste Geschehen. Die Kunstgriffe gehen wie die einzelnen Rollenwechsel des vielseitigen Miklos glatt und mit einem Schuss Humor geschmiert über das Hopfplaster des

Schlösschens als Bühne. Am Ende knarrt Wolfgangs roter Volvo mit dem Kennzeichen FAUST 1 herein, und Gretchen ist gerettet. Dem literarischen Konglomeratgestein des Faust wird keine Gewalt angetan, denn die zarten Humor-Sonden lösen und bereiten es textgetreu auf.

Warten auf Godot – eine Redewendung, sonst nichts?

Premiere 27. 12. 2007. Nur der Titel von Samuel Becketts Theaterstück, 1949 geschrieben und 1953 uraufgeführt, wurde zur Redewendung. Wir sitzen im Kaffeehaus und warten, die Landstreicher Wolfi und Doro und ich. Pozzo ist weiblich, sitzt noch als Viktoria Steiner mit ihrem Diener Lucky, der 18-jährigen *Elevin* Eva Prosek, am Nebentisch. Im Gegensatz zu Godot sind die Gäste, die noch kommen sollen, bekannt und kommen auch. Wolfi und Doro setzen sich Wollhäubchen auf, bleiben als Landstreicher aber bei ihren Namen, besetzen die Barhocker an der Theke und warten ...

Inhalt des Stücks: Die Landstreicher Estragon und Wladimir und der etwas später mit seinem Diener Lucky dazu kommende Pozzo warten auf einen Godot, den sie nicht kennen, von dem sie nichts Genaues wissen, nicht einmal, ob es ihn gibt. Bis zum Ende wird nicht klar, wer er ist und warum man auf ihn oder einen Erlöser, einen Propheten oder eine sonst wie Heil bringende Person wartet. Mit seiner ins Leere laufenden Handlung, den sich im Kreise drehenden Figuren und dem wenig Hoffnung lassenden Ende, die allesamt nicht eben Optimismus und Vertrauen in die Sinnhaftigkeit des menschlichen Lebens verbreiten, steht das Stück der zeitgenössischen Philosophie des Existenzialismus nahe. Nach dem bestehe infolge der zufälligen Weltentstehung gemäß der Evolutionstheorie nämlich kein eigentlicher philosophischer *Sinn des Lebens*, und demzufolge gebe es auch keine grundlegenden Vorschriften für den Menschen im Sinne von Religion. Es ist ein typisches Beispiel des französischen Theaters des Absurden der Jahre um 1950.

... Wolfi raunzt wegen der zu engen Schuhe und zerrt sich einen, den man umgangssprachlich Godillot nennt, vom Fuß. Den stellt er auf die Theke, und die Landstreicher reden über Erlöser, Schächer und die Bibel. Doro erlöst Wolfi vom zweiten Schuh.

God(o.t. für Old Testament?) aber kommt nicht. Albtraum, Umarmung, Knoblauch trennt. Gelbe und weiße Rübe. Knatschen.

Pozzo kommt mit Peitsche, an der Leine den Diener Lucky, der sich mit Koffer abschleppt und hinfällt. Pozzo freut sich über Menschen, sie stammen von Gott ab, sie nennt Lucky *Es und Sau* und kommandiert *sie* despotisch, behandelt sie unmenschlich. Kennt man solche Erniedrigungen von Eleven nicht auch aus englischen Schulen? Ein Skandal! Lieber verkaufen als vertreiben, sagt sie, am besten umbringen. *Lucky* beißt *Wolfi*, der schreit, und Pozzo kann nicht mehr, *Es* bringe sie um. Sie sucht ihre Tabakpfeife, erklärt die Dämmerung, lässt *Es* tanzen, die Bewegungen sind lächerlich. Lässt *Es* denken, und *Es* leiert wie eine Platte mit Sprung und stößt eindringlich einen perfekt gestotterten, absurden Monolog hervor und fällt zusammen. Doro und *Wolfi* reißen ihm mit letzter Kraft den Hut-Helm vom Kopf, Pozzo schlürft etwas heraus. Von draußen wird am offenen Fenster weis gemacht, *Godot* komme erst morgen. Die Pause kommt gleich, denn Warten macht durstig...

... das Getränk, das der namenlosen 18jährigen E Levin auf dem Kleid landet, dehnt die Pause. Wir reden übers Warten. Doro hat die Wollhaube schon auf, geht hinter die Theke, singt Stimmübungen, *Wolfi* will am Morgen noch schlafen. Sie streiten und dann umarmen sie sich wieder, sind glücklich und warten auf ... *Wolfi* kann sich nicht erinnern, was gestern war, was früher war. Hat es etwas mit den Landstreichern zu tun, frage ich mich, oder warum tragen die beiden ihre echten Namen? Pozzo und *Lucky* kommen und straucheln. Nur die Landstreicher wissen, wieso sie da sind, sie warten ... Immer wieder *Wolfi*: *Komm wir gehen!* Doro: *Wir können nicht.* *Wolfi*: *Warum nicht?* Doro: *Wir warten auf Godot.* *Wolfi*: *Ach ja.* Alle vier landen am Boden. Pozzo und *Lucky* gehen. *Wolfgang* schläft, Doro weckt ihn, und am Fenster erfährt sie, *Godot* komme erst morgen. *Morgen hängen wir uns auf, es sei denn, dass Godot kommt.* Sie gehen. Auch die Gäste im Kaffeehaus wollen heute nicht mehr auf *Godot* warten. Wäre ja absurd. Dass das ganze Stück absurd ist, haben sie offenbar sogar genossen, jedenfalls lässt der anhaltende kräftige Applaus darauf schließen.

Blick weit zurück:

Amphitryon von Heinrich von Kleist

*Trara! Trara! Der Zeus ist da,
Wenngleich es der Amphitryon war.
Die Feuerwehr,
Die kam daher,
Die Gösser, weils so lustig war!*

Zunächst war alles in Ordnung, obwohl die pechschwarze Nacht, die vor allem Amphitryons Diener Sosias umgab, für das Publikum sehr hell und durchsichtig war. Der also offenbar mit der Eintrittskarte ausgegebene Infrarot - Blick wurde ihm anscheinend nicht zuteil. Ungewiss ist, ob sich das auf die Unsitte zurückführen lässt, dass die Schauspieler zu ihren Aufführungen ohne Eintrittskarte eingelassen werden. Eingelassen hatte sich inzwischen Alkmene mit Zeus, wie bekannt ist, allerdings kam ihr der viel amphitryonischer vor als sie es gewohnt war, gleichsam „amphielektryonisch“ Es funkte nicht nur zwischen den beiden. Es brannte - und das lichterloh!

Allerdings sah das Publikum nur vor dem Haus des Amphitryon davon, wo der Diener, verzweifelt sein zweites Ich gewahrend, hinter dem sich bekanntlich der Götterbote verbarg, dieses merkurische Scheusal dem von ihm Dargestellten mit Blitz und Feuer den Zutritt in das Haus verwehrte, wo er den ankündigen sollte, dessen göttlich - hinterlistiges Ebenbild bereits seine Keule ... - nein, die kommt erst später, beim Herkules! Es zischte und rauchte also - und dann kam sie, die Feuerwehr, weil sie bar jeder infrarötlichen Einsicht jedes Feuer löschen muss, respektive die Gösser Feuerwehr!

*Die Feuersirene, die störte zwar sehr,
Sosias, der Diener, der hatte es schwer.
Doch sprach er gefasst,
Sonst hätt´ er´s verpasst,
Das sprechende Bild - es störte ihn sehr.*

Nachdem es unter Aufwand aller guten Theatergeister gelungen war, die Feuerwehrspritzen vom Publikum fernzuhalten, brannte dieses doch sehr darauf, jenen Dialog zu vernehmen, den das Gesirre des Alarms zuvor zerpiffen hatte. Also hob Sosias abermals an und versuchte, die Sager seines göttlich - merkurischen Ebenbildes zu erwidern.

Spiegelbildlich zu seinem Herrn und Meister, pardon: Feldherrn und Fürsten widerfuhr ihm mit seiner Frau Ähnliches, wobei ganz in Anwendung der sprichwörtlichen Perplexheit, dass einer nicht weiß, ob er „ein Mandl oder Weibl“ sei, keine der beiden Gattinnen wusste, ob der jeweilige Mann der Gatte oder der jeweilige Gatte der (göttliche) Mann war.

*Die Stütze, die traf der Gatte im Zorn,
Denn schon vermutete er das Horn.
Das setzte sie auf ihm kokett
Im eigenen Ehebett.
Die Stütze am Vordach zerbrach er im Zorn.*

Bevor der göttlich gehörnte Amphitryon daran ging, die Stütze zu zerlegen, setzte sein Diener derselben aber in seiner von Unverständnis ausgelösten Raserei so zu, dass sie dort zerbrach, wo sie das an sich tun sollte. Aber das wusste das Publikum nicht, auch wenn die technisch Versierten in ihm den Riss gewahrten und mehr Sorge hegten, den Schauspielern könnte das Dach über dem Kopf zusammenbrechen, als dass sie dahinter einen abgefeimten Regietrick anzunehmen vermochten.

Vielmehr wurde nach dem (verfrühten) Zusammenbruch der Mittelstütze ängstlich befürchtet, dass die Komödianten bald kein Dach über dem Kopf haben könnten. Diese polterten sogar respektlos und gegen alle Grundsätze der Statik auf die beiden restlichen Stützen los. Als nun der wütende Amphitryon an der Reihe war, - aber das wusste das Publikum nicht! - da riss er Gott sei Dank! nicht eine der beiden restlichen Stützen nieder, sondern rupfte die Reste der bereits umgestürzten aus dem Boden.

Ob das Stolpern des Sosias über die Schachtel, die fortan die Verankerung der nicht mehr vorhandenen Stütze abdeckte,

Zufall war, ist nicht bekannt. Aber nachdem der Diener der Spiel-
leiter war, wäre ihm die Absicht durchaus zuzutrauen.

*Zu guter Letzt geschah es dann,
Dass das Spiel der Truppe vom „guten Mann“
Wurde beklatscht,
Und heut´ man noch tratscht:
„Die Truppe ist toll, die vom ´guten Mann´!“*

Das mit gelitten habende Publikum war sichtlich erlöst, dass die
Schauspieler ihr fulminantes Spiel zu Ende gebracht hatten, oh-
ne dass das Vordach trotz wiederholter Attacken auf die ver-
bliebenen zwei Stützen auf die Komödianten niedergegangen
war. Die Feuerwehr musste auch nicht mehr ausrücken und
selbst das Regenrohr, an dem sich der von Gottes Gnaden ge-
hörnte Feldherr ausließ, hatte es überstanden. Nur die Blumen-
töpfe der Dienerin, die dieselbe in ihrer Wut dem Spiel leitenden
Diener nach warf, mussten als verlorener Requisiten-Aufwand
abgeschrieben werden.

Wie konnte dieses Weib doch zänkisch sein! Aber Hörner hat sie
ihrem Sosias nicht aufgesetzt. Ob sie hätte, wenn..., ließ sich
zwar ahnen, aber der Diener Jupiters war so eingebildet wie
man sich den Diener des Allerhöchsten nicht eingebildeter hätte
vorstellen können. Seinen Allerwertesten zeigte er sogar dem
siegreichen Feldherrn!

*Nachdem die Feuerwehr, die Gösser
Ums Löschen gebracht war, wars besser,
Nach Göss zu fahren,
Und dort zu erfahren,
Wie am Feuer Gegrilltes mundet mit Gösser.*

Beim Herkules! Nachdem alle zufrieden waren, dass der große
Götterchef selbst die „Gnade“ verschenkte, sich mit den Sterbli-
chen einzulassen und Alkmene mit einem Sohn zu beglücken,
welcher schon von Anbeginn mit einer göttlichen Keule ausge-
stattet sein würde, dankte selbst der gehörnte Ehemann für dies-
es Göttergeschenk (wer weiß, ob er selbst so eine Keule zu-
sammengebracht hätte!).

Damit war für die Schauspieler nichts mehr zu tun. Also wurden sie privat und zogen sich in den nächtlichen Garten der Eltern und des Bruders des „guten Mannes“ mit ein paar Begeisterten aus dem Publikum zurück und gedachten des Erfolges. Da der limerickende Beobachter der Szene in diese illustre Runde eingeladen wurde, erfuhr er natürlich viel mehr, als ein stiller Beobachter im Theaterhof erfassen konnte. Das Lehrreiche vielleicht zuerst: Wie rede ich mit mir, wenn ich mit mir schon geredet habe ohne dass ich mir begegnet bin? Ich nehme ein Videogerät, hänge es unter ein Vordach (mit starken Stützen) und bin nicht mehr zu halten... Was mache ich, wenn ein anderer ... die Geschichte mit der Keule, nein! Die streiche ich.

Das Vergnügliche gleich dran: Was mache ich, wenn mich hungert und dürstet? Ich schließe mich einer Komödianten - Truppe an. Dort gibt es nicht nur einen „guten Mann“, dort sind lauter gute Menschen. Aber wer nicht gut ist bei Speis und Trank, wo soll er es dann sein?

*Anm.: Der „gute Mann“ ist Wolfgang Dobrowsky, seine Partnerin Dorothee Steinbauer (Charis);
Sitz des Theaters ist in Graz, die Vorpremiere fand im Hof des Hotel Kindler in Leoben statt.*

Jedermann nach Hugo von Hofmannsthal
Reicher Mann, Bergmann, Bezirkshauptmann ...
Eine Stadt spielt Theater! - Ein Theater spielt Stadt?

Worunter ich leide: Es ist ein sehr heißer Sommertag. Die Ausdünstung des sterbenden Tages dringt aus allen Ritzen, als ich mich am 5. Juli über den Mönchsberg quäle und immer wieder sehnsüchtig auf die Altstadt von Salzburg hinab blicke. Wenn mir hier nicht die Erleuchtung kommt, was ich über den Leobener *Jedermann* schreiben sollte, dann werde ich die Aussage verweigern. Gerade als ich überlege, von wo der legendäre *Jedermann* - Ruf über die Dächer von Salzburg erschallen würde, erinnere ich mich wie der Leobener *Jedermann*, diesen schauri-

gen Ruf selbst ausstoßend, davon erzählt. Es wäre zu einfach, das damit zu begründen, dass nur er selbst diesen Ruf in seinen Ahnungen vernommen habe.

Was ich sehe und vermute: Er macht ein Stück im Stück daraus. Die Gesellschaft, auch die Tischgesellschaft, ist wirklich. Da sitzen und agieren tatsächlich Menschen dieser Gesellschaft. Sie spielen ihre wirkliche Rolle in der Bühnenrolle (und es spielte keine Rolle, wenn es umgekehrt wäre). Nur ihre Tracht fällt auf. Doch es ist keine Bühnentracht, schon gar nicht eine mittelalterliche. Diese Tracht gibt es wirklich, und irgendwelche Leute tragen sie irgendwann auch heute noch. Da gibt es irgendeine Vergangenheit mit irgendeiner Kleiderordnung.

Jedermann zieht sich um, bevor das Stück im Stück beginnt. Jetzt trägt auch er eine Tracht, eine Art Bergmanns - Uniform, ein Symbolstück für Reichtum und Macht, der sich in Leoben zunächst auf den Kohlenbergbau und dann auf die Eisen- und Stahlindustrie begründet. Das Stück im Stück aus der Gründer-, der Erzherzog Johann - Zeit, im Gewand jener Zeit. Mit den Leuten im Geist jener Zeit?

Was ich (nicht) höre: Einer der Industrie - Männer, ein alter Mann um die achtzig Jahre, darf Gott spielen - und den armen Nachbarn. Symbol des Niedergangs der blühenden Industrie? Aber schon dieser Anfang zeigt ein reales Problem des Leobener *Jedermann 1999*. Die Nebengeräusche sind zu stark. Und vom Hauptplatz her tönt noch zu allem Überdruß das Gejohle eines samstägigen Humtatataler-Abends. Dabei wird auch gleich wird das zweite Problem hörbar. Die vor allem wegen ihrer Einfühlbarkeit für das mittelalterliche Mysterienspiel vielgerühmte Sprache Hofmannsthals ist so künstlich, steht so in Widerspruch zu diesem Ambiente, dass man vieles einfach nicht "erlauscht". Die Sprache, so denke ich mir in Salzburg, da ich vom Mönchsberg heruntergegangen und am Domplatz verweilt habe, die Sprache klingt mir hier, in Leoben hat sie mir damals nicht geklungen. Vielleicht wäre sie zum Klingen gekommen, wenn ich mehr von ihr *g e h ö r t* hätte.

Was war und ist: Vielleicht ist es auch etwas anderes. Ich habe das Programmheft zwar bewusst weggelegt, aber einen darin

wiedergegebenen Zeitungsausschnitt nicht vergessen, nach dem ein Kulturfunktionär der Stadt auf die Frage, ob der *Leobener Jedermann 1949* (mit Attila Hörbiger) wiederholt werden sollte, in den sechziger Jahren gemeint hat, man sollte ihn eher in Salzburg lassen und am Kirchplatz in Leoben etwas anderes spielen. In Salzburg ist mir dieser Satz eingefallen. Mit der Vermutung, dass er stimmen könnte, will ich nun eine Antwort suchen. Losgelöst von der Aufführung 1949 besteht für mich aber kaum ein Zweifel, dass der Satz stimmen dürfte.

Die Buhlschaft aus 1949 ist nach fünfzig Jahren die Mutter des *Jedermann*. Eine neue Generation, eine neue Sicht. Auch neue Menschen? Nein, sieh sie an, sie sind doch alle gleich geblieben! Ob der *Jedermann* seine letzten Freunde per Handy mobilisieren will, ob der Mammon eine Rechenmaschine hat, ob der Tod mit dem Motorrad fährt, es hat sich doch nichts geändert. Die Vettern mögen dick, dünn, alt oder jung sein, der *gute Gesell* ein abgefeimter Manager... alle, alle sind sie gleich. Und die *guten Werke* haben es - wie immer - schwer.

Was aber sein wird: Es ändert nichts daran, dass die naive Formel der Vergebung und Erlösung in dieser neuen Umgebung noch naiver und wohl auch ein Bisschen lächerlich erscheint. Nun, tut sie das nicht auch Salzburg? Mag sein, aber vielleicht lässt sie sich besser in das barocke Ambiente einhüllen oder von ihm verhüllen. Theater, das verhüllt? Da ist mir schon lieber Theater, das enthüllt. Aber was enthüllt der Leobener *Jedermann*? Dass die Formel des mittelalterlichen Mysterienspiels des Mysteriums so entkleidet wird, dass es die Lächerlichkeit von *des Kaisers neuen Kleidern* annimmt? Und sich das Mysterienspiel selbst ad absurdum führt? Wenn der Gesellschaft mit symbolhaft - subtilen Spiel die Maske vom Gesicht gezogen wird, und so manche Fratze offensichtlich wird, wird dann nicht auch dem Mysterium und damit der naiven Deutung des Glaubens die Maske vom Gesicht gezogen? Aber was kommt zum Vorschein? Ich sehe nichts. Ich weiß nicht, was ich sehen sollte oder könnte. Die Kirchentür schließt sich. Vielleicht soll das heißen, dass letztlich eben niemand weiß, was sich dahinter abspielt.

Ende gut - alles gut: Der *Jedermann* liegt auf dem Tisch, auf dem zuvor gefeiert worden ist, eingewickelt in das Tischtuch, als

ob er auf irgendein Zauberstück wartet. Doch das braucht er nicht, denn das Stück ist zu Ende, und er steht nur auf, um sich vor dem Publikum zu verbeugen. Dass er seine Sache gut gemacht hat, muss man ihm als Schauspieler und auch seinen Mitspielerinnen und Mitspielern bestätigen. Man muss Wolfgang Dobrowsky - und mit ihm Dorothee Steinbauer - auch für die letztendlich schonungslose Inszenierung Anerkennung zollen.

Ich weiß nicht, was die beiden gewollt haben. Erreicht haben sie jedenfalls, dass etwas, das sich vor fünfzig Jahren, damals siebenunddreißig Jahre nach der Uraufführung in Berlin, in Leoben ereignet hat, eine Art Nachruf erhalten hat. Einen Nachruf auch auf eine Gesellschaft, die heute wohl anders ist, die sich aber auch nicht so gibt, wie sie ist. Das Stück im Stück löst sich ohne Rückstände auf. Ein Stück im Stück im Stück, gleichsam eine russische Puppe, wird es wohl kaum geben. Und der Salzburger *Jedermann* wird unter Denkmalschutz gestellt.

Was ich denke: Als der *Jedermann* am 26. Juni 1999 am Leobener Kirchplatz das frisch gezapfte *Gösser Bier* nicht nur der Tischgesellschaft kredenzt, sondern auch unter die Zuschauer verteilt, erweist er sich nicht nur als Kellner mit merkurischen Flügeln, er edelt auch das Bier, gibt es für das Volk frei und erweist sich damit nicht nur als besessener Gösser, sondern beweist auch, dass eher das Theater mit der Stadt spielt als die Stadt mit dem Theater. Dass auf diese Art selbst der *Jedermann* zur Komödie mutiert, ist sehr unsalzburgisch, entbehrt aber nicht des tieferen Sinnes. Wenn wir schon auf die *moralische Anstalt* nicht vergessen wollen.

Es war die zweite Aufführung des "Jedermann" nach Hugo von Hofmannsthal vor der Stadtpfarrkirche, der ehemaligen Jesuitenkirche St. Xaver in Leoben, am Samstag, dem 26. Juni 1999

2005

Wenn ein Gedenkjahr ein Gedankenjahr sein soll, dann ist es logisch, sich Gedanken zu machen. Zum Beispiel über die Wahl der Stücke. Beim Produktionsduo Dorothee Steinbauer und Wolfgang Dobrowsky fällt sie auf „Ein Bericht an eine Akademie“

von Franz Kafka. Davon habe ich erst erfahren, als es schon zu spät war. Auch wenn ich mir das Ereignis in dem schmutzigen Keller in Graz gut, aber nur in meiner Fantasie vorstelle.

Demgegenüber kann ich *Der Herr Karl* von Carl Merz und Helmut Qualtinger und *Die letzten Tage der Menschheit* von Karl Kraus erleben.

Gleichsam als tröstliche Draufgabe erlebe auch ich später, im Juni, noch ein drittes Stück, nämlich „Stella“ von Johann Wolfgang von Goethe, das im Rahmen der Klassik auf Schloss Friedhofen allein deswegen erwähnenswert ist, weil nicht nur die zwei verschiedenen Schlusszenen des Dichters, sondern noch ein dritter, von der Schauspieltruppe selbst gedichteter Schluss gespielt wird. Bei soviel Dreiheit steigen die Gedanken im Gedankenjahr zweifelsohne dreifach an.

Herr Wolfgang Karl

16. März 2005, Frankowitsch-Delikatessen, Graz, Stempfergasse 2

Das dritte angefangene Glas Wein steht auf der Theke. Das Erzählen strengt an. Denn es spiegelt das anstrengende Leben wider, in dem es ihm so schlecht ergangen ist. Noch ein Schluck, ein Aufblitzen von Stolz, dass er sich's trotzdem hat richten können. Aber bevor er die Lust Mit-Täter zu sein erkennen lässt, jammert er schon über die schlechten Zeiten und die schlechten Menschen. Er ist gleichsam der leibhaftige Schmerz des Opfers. Dennoch geübt im Durchschwindeln und Trittbrettfahren: der Herr Karl.

Der Herr Karl? 1961 vom österreichischen Fernsehen aufgezeichnet, hat dieser Wiener Ur- oder Randtyp die Österreicher entzweit. Sie saßen vor dem Fernseher, die meisten wohl beim Wirten, verfolgten erstaunt, begeistert oder verärgert den voll in seiner Rolle aufgehenden Helmut Qualtinger. „Quasi“ war und Quasi blieb der Herr Karl. Und jeder wird an ihm gemessen werden, dem in Wien Geborenen und 58 Jahre später Verstorbenen, der von sich gesagt hat: „Manchmal weiß i nimmer, bin i ein Mensch oder ein Wiener“.

2005 gräbt ihn Wolfgang Dobrowsky aus. Nein, er gräbt den Text aus. Denn die Eindrücke von Qualtinger sind nicht zu löschen, auch wenn sein letztes filmisches Ertrinken in Umberto Ecos „Der Name der Rose“ lange und sein Leben seit bald 19 Jahren vorbei sind. Wolfgang ist schlank, wirkt jugendlicher als der damals 16 Jahre jüngere Quasi. Und er macht aus seinem Karl einen Grazer. Doch der Text bleibt in Wien, und der Grazer wird auch nicht glaubwürdiger, wenn er noch so oft betont wird.

Und dennoch dient der Grazer als Alibi, dass er nicht der Quasi Karl, sondern der Wolfgang Karl ist, der wirklich im Delikatessen-Laden hinter der Theke steht, der wirklich vor Besuchern des Geschäftslokals und nicht einsam aus dem Fernsehkastel spricht. Inmitten von Grazern wie er selbst, die vielleicht auch wirklich Zugereiste sind wie er selbst. Quasi hatte ja Graz gemieden, denn dort ist 1949 die Premiere seines Stückes „Jugend vor den Schranken“ im Tumult untergegangen. Wolfgang war damals noch nicht auf der Welt, und als der Herr Karl entstand, ging er noch nicht einmal in die Schule.

Buffet-Espresso, 15 Minuten vor Beginn:

Wolfgang schleppt noch ein paar Sesseln an, legt eine alte Langspielplatte unter den aufgeklappten Deckel des Radios mit seinem grünen Magischen Auge. Aber das liebliche Kreischen aus dem Lautsprecher kämpft hoffnungslos gegen das Stimmengewirr an, das wie eine aus den Fugen geratene Orchesterprobe anschwillt.

Noch 4 Minuten bis zum Beginn:

Hektisches Bierzapfen, Servieren und Abservieren, Abholen von Imbissen, ...

Noch 2 Minuten:

Heftiges Schaufeln aus der Delikatessen-Vitrine, Jonglieren über die Köpfe, der Blick des Kartenverkäufers beruhigt sich.

Beginn 1 Minute überfällig:

Wolfgang dreht das Radio lauter, nimmt einen Schluck aus dem Weißwein-Glas und beginnt – wie zur Beruhigung - Bier zu zapfen. Eins, zwei drei, vier.

10 Minuten überfällig:

Zwei Personen drängen sich noch durch und zwängen sich auf die letzten zwei freigehaltenen Plätze. „Trink ma nou a Flacherl ...“ kommt jetzt ganz laut aus dem Radio, Wolfgang nimmt den

Rechnungsblock, schreibt und spricht: Sechzehnter März neunzehnhundertzweiundsechzig.

Die Zeitreise beginnt. Und sie endet zunächst und vorläufig nach einer halben Stunde, im Jahre 1938.

Im Rock seines Vaters

Eine Erinnerung an 1938 kann Wolfgang nicht haben. Sein steirischer Janker, hilft ihm vielleicht, denn es ist der Rock seines damals gerade achtzehnjährigen Vaters. Aber das nützt wahrscheinlich nichts, eher mag die Erinnerung an seinen weithin geschätzten Vater nützen. Vielleicht ist es ein liebevolles Erinnern an den Mathematik- und Physiklehrer, wenn Wolfgang nun, in der Pause, als ruhender Pol hinter der Theke steht, wo sich zwei Kellner und zwei Serviererinnen hektisch um Imbisse und Getränke bemühen.

Die Musik aus dem Radio-Plattenspieler rauscht wieder so laut wie das Stimmengewirr aufbraust, sodass einem der Kopf zu dröhnen beginnt. Und die Augen beginnen zu tränen in den immer dichter werdenden Rauchschwaden. Unwillkürlich denkt man an den Heldenplatz, an den riesigen, aber feierlichen Heurigen, wie es im Text heißt. Wolfgang blickt immer noch gelassen umher. Quasi, 1938 schon zehn Jahre, wird es 1961 wohl schwer gehabt haben bei diesem Text, denn sein Vater, ein Chemielehrer, war Nazi. Das sich nicht erinnern Wollen ist heute oft nur mehr eine beiläufige Mahnung. Die Pause im Lokal wird zur Nachdenkpause.

Die Gedanken wandern auch ein paar Minuten zum Brand des Justizpalastes zurück. War es Text, war es eine Anregung für das Publikum mitzuspielen und den Grazer Herrn Karl zu verbessern, dass das nicht 1926, sondern 1927 war, wie es schließlich ja herauskommt. Später, nach der Pause, wo sich die Erinnerung der Österreicher an das „Österreich ist frei!“ durch Leopold Figl vom Balkon des Belvederes wieder findet, gibt es keine Frage. Die Worte sind gesagt worden, aber nicht am Balkon. Doch alle, die dort waren haben sie gehört, als die Unterzeichner des Staatsvertrages am Balkon standen.

Auch ich, der ich als Dreizehnjähriger bei Wolfgang's Vater die Schule geschwänzt habe und über den Semmering in die Rus-

senzone nach Wien gefahren bin. In der Prinz Eugen Straße, wo ich gestanden bin, habe ich weder den Balkon sehen noch den berühmten Satz hören können, aber ich habe immer in dieser Einbildung gelebt. Heute befällt mich eine Ahnung, wenn der Herr Karl die Massen 1955 um das Belvedere mit denen 1938 am Heldenplatz vergleicht, in welchen Einbildungen die Menschen damals gelebt haben mögen.

Ein Stück Welt

Nach wieder einer halben Stunde gleitet der Text aus, und Wolfgang lässt ihn fast versickern. Dann steht er da, der Applaus bricht aus, und wie von einer Tarantel gestochen, springt Wolfgang aus der Rolle und mehrmals vor die Theke, um sich nach allen Seiten hin tief und gleich wieder empor schnellend zu verneigen. Er hat sich von der anstrengenden Mühsal des Herrn Karl auch nie wirklich erdrücken lassen. Jetzt, wo er sich auch nicht mehr winden muss, um aus ihm einen Grazer zu machen, steht er in seinem Steirerjanker ganz selbstverständlich da.

Der Herr Karl wird gerne einengend betrachtet. Der Österreicher setzt sich von ihm ab. Nein, so sei er nicht, der Wiener ja, das mag schon sein. Selbst der Wiener, wenn überhaupt, bemüht sich, ihn in irgendeinem anderen Bezirk als dem eigenen anzusiedeln. Andere Länder spielen ohnedies nicht mit. Wolfgang ist es immerhin gelungen, den Herrn Karl über den Semmering zu bringen und ihn wenigstens als gebürtigen Grazer möglich erscheinen zu lassen. Den Wiener hätte man Wolfgang nicht abgenommen. Und mit Quasi hat er wenig bis nichts gemeinsam.

Zum Schluss erhebt sich auch die Frage nicht mehr, ob er sich von Quasi lösen konnte. Unzerstörbares kann man nicht zerstören. Aber man kann, und das hat er weit vorangetrieben, den Herrn Karl in Graz denkbar machen. Denn – und das fällt einem im Nachhinein wie Schuppen von den Augen – er ist überall denkbar. Es gibt überall diesen Karl. Wolfgang's Karl könnte einer davon sein. Damit wäre er auf dem Weg, den schon Hans Weigel vorgezeichnet hat, indem er dieses Stück als „ein Stück Welt“ bezeichnet hat. An diesem Abend, im verrauchten Buffet-Espresso der Delikatessen Frankowitsch in Graz, ist ein Steinchen in diesen Weg eingefügt worden.

Die letzten Tage der Menschheit

von Karl Kraus (1874 – 1936) – eine Premiere

Der Kaiser

Bin ich in ein Lustspiel geraten, oder habe ich mich auf einen Feldherrenhügel in einem Kaiserfeld verirrt? Da trottelt sich ein Rasierschaum-bärtiger Franz Josef I. in einer Komödie oder Tragikkomödie ab, verfällt in Reime, die lächerlich wirken und dennoch zutiefst tragisch sind, wie die ganze klapprige Gestalt des Greises. Schon fürchtet man, dass ihm der Backenbart *wegspritzt*. Aber er hält. Wie der ganze Mann gehalten hat, dem auch nichts erspart geblieben ist, wie er von Ketterl immer wieder erinnert wird. Ist wirklich ihm nichts erspart geblieben oder „Seinen Völkern“? An sie hat der nette alte, ganz der Jagd hingeebene Mann 1914 im lieblichen Bad Ischl geschrieben und mit seinem Federstrich ein Gemetzel ausgelöst, das die Welt erschüttert hat. Und Karl Kraus sogar bis zur Unerträglichkeit. Zur grenzenlosen Verzweiflung.

Der Text lasse das spüren, trage ihn, Wolfgang Dobrowsky, durch diese Szene, in der er den 86-jährigen Kaiser, von Dorothee Steinbauer als Ketterl unterstützt, darstellt. Gemeinsam spielen die beiden knapp zwanzig Szenen aus der Tragödie in fünf Akten mit 220 Szenen, „Die letzten Tage der Menschheit“, die 1918 und 1919 in der „Fackel“ abgedruckt und von Karl Kraus selbst für unspielbar gehalten wurden. Am Ende des Abends wird man ermessen können, ob sie mit dieser Auswahl dem Inhalt des Werkes gerecht werden, wie sie es in ihrem Prolog im Telegrammstil versprechen.

Ort der Premiere am 16. April des „Gedankenjahres“ 2005 ist die Kaiserfeldgasse in Graz, was nur insofern mit dem Kaiser zu tun hat, als er Moriz von Kaiserfeld, den ersten gewählten Reichsratspräsidenten, 1871 zum Landeshauptmann bestellt hat. Der später radikal gewordene Deutschnationale ist 1885 verstorben, im Drama wird daher bestenfalls auf seine Nacheiferer abgezielt. Ihm selbst hat Graz aber auch viel zu verdanken, der Ort der Aufführung ist daher eher unpolitisch. Es ist das Kaffeehaus „Kaiserfeld“, genau genommen ein großes Hinterzimmer, denn zur Straße hin hat sich ein Modegeschäft eingenistet.

Um zwischen den runden Tischchen auch einen guten Platz zu sichern, kommen die Menschen frühzeitig und haben Zeit zum Tratschen, Trinken und Nachdenken. Die Inszenierungen der Zwei, ob es nun Faust, Amphitryon, Julius Caesar, Jedermann oder der Herr Karl ist, um nur einige zu nennen, sind nie ohne Humor und Augenzwinkern, sicher aber geprägt von urgewaltiger, mitreißender Lust am Spielen. Sie können oft auch dort ein Schmunzeln entlocken, wo es nicht zu erwarten ist. Dazu entschlüpft Wolfgang schon auch das Wort „Schmiere“, ob Widerspruch heischend oder scherzhaft, tut nichts zur Sache. Und auch nicht, wenn es verschmitzt in alter Komödianten-Tradition tatsächlich so gemeint ist. „Die letzten Tage der Menschheit“ sind eher kein Stoff dafür, wenngleich Satirisches zum Lachen reizen, das Lachen allerdings im Halse stecken bleiben und zum bellenden Husten werden kann.

Furioso der Verwandlungen

Es ist 20:40 Uhr, ein altes Trichter – Grammophon wird gekurbelt, Dorothee und Wolfgang haben das Tratschen eingestellt, die Besucher folgen. „Rauchen einstellen!“, und wehe dem, der jetzt kein volles Glas hat, denn das Servierpersonal zieht sich zurück.

Kaum sind die Zwei in kurzen Lederhosen und Steirerjankern im Scheinwerfer-Licht, legen sie los, reißen mit. Das Eck der Theke ist der Brennpunkt, wo sich eine Szene blitzschnell in die nächste verwandelt. Schminke ab, Schnurrbart angemalt, Flachhut ab, Kappe an, Helm auf. Zwischendurch ein Mantel aus und an, ein Zylinder auf, die Barhocker erklettert und eine Decke auf die Knie gebreitet. Unterschiedliche Sprechweisen und wenige Versatzstücke, begleitet vom Sprachblitz „Verwandlung“, dem Aus und An des Lichts und ab und an der Musik aus dem Trichter, signalisieren den Übergang.

Es gibt tatsächlich etwas zum Lachen. Weil man sich's richten konnte, wie man, diesen selbst verfallen, Fremdwörter vom bösen Feind ausmerzen will. Aber das Makabere nimmt überhand. Von Fotos und Tagebüchern ist die Rede, über Abschlachten, Töten der Verwundeten. Daneben Scherze wie die Sorge um Körperpflege oder Wortspiele wie Ober für Oberkellner, aber

nicht für Oberleutnant... Dazwischen Wolfgang als einfacher, namenloser Soldat, kein Held, nur ein Sprachloser, der nichts versteht.

Verkürzte Verfahren

Beschleunigt werden Feuilletons und Berichte in ihrer Verlogenheit aufgedeckt, Vaterlands- und Kaiserstreue aufs Korn genommen und Figuren wie dem Brünner Juden Müller von Doro eine unglaubliche Leibhaftigkeit verliehen. Und schon in der nächsten Szene ist sie wieder weit weg davon. Am Fenster stehend liest sie Todesurteile, die gleich vollstreckt werden. Das 110. Jubiläum, vor allem dieser schrecklichen Mühe, die Urteile rechtlich zu begründen. Gratulation, für Orden reif. Die abgekürzten Verfahren seien daher wirklich praktischer, da könne man sich die Mühe ersparen und gleich schießen. Man solle sich in großen Zeiten nicht mit Kleinigkeiten abgeben. Und während die Gedanken an den Anfang wandern, an dem, Karl Kraus zitierend, beteuert wird, dass die Gespräche tatsächlich stattgefunden haben, verkünden Doro und Wolfgang nach 45 Minuten die erste Pause.

Diese Unterbrechung ist fast ebenso lang wie der erste Teil. Gibt es doch auch schon viel zu diskutieren, sodass die Gläser und Tassen immer wieder leer werden. Doro und Wolfgang sind wie immer unter den Leuten, unterscheiden sich von den Gästen durch die kurzen Ledernen und Steirerjanker. Irgendwann geht es wieder los, augenblicklich sind wir mitten drinnen. Während Wolfgang beim Friseur rasiert wird, besser: Schaum ins Gesicht kriegt und alles Österreichische so schrecklich, als einziger großer Jammer dargestellt wird, wird schon die nächste Szene vorbereitet. Denn der Rasierschaum wird zum Backenbart von Kaiser Franz Josef I.

Nachdem Ketterl und Seine Majestät mit jammerndem Schalmeyenklang in die Verwandlung versinken, bleiben Wolfgang für die nächste Szene noch Schaumpatzen, die die Oberlippe von Conrad von Hötendorf zieren. Mit einem komödiantischen Blitzgewitter wird seine Generals-Eitelkeit für ein Zeitungsfoto aufs Korn genommen. Womit der Kontrast zur Kaiser-Szene noch krasser ausfällt.

Gräuel ohne Ende

Wieder bei den Zeitungen. Wolfgang tanzt nach dem Erzherzog Johann Jodler vor Freude über ein gelungenes Schmeichel-Feuilleton, der deutsche Offizier Doro steckt ihm eine Banane in den Mund. Mit Italien sei reiner Tisch gemacht, ein besonders mörderischer Schwabenstreich wird mundartlich gefeiert. Und noch eine Banane ins Gesicht, bevor die Zwei als Militärs auf Beobachtung stehen. Kriegsberichterstattung. Schützengräben ausgeputzt, sehr sauber. Das heißt: alle(s) massakriert.

Dann werden sie als immer wiederkehrende Zeitungsleser äußerst ekelhaft, indem sie von der Freude der Insassen vorlesen, weil die Erzherzogin das Prothesenspital besucht habe. Die Glücklichen! Und dann, wieder als verbündete Offiziere, prahlen sie gegenseitig mit Schießereien, dass Bauern beim Pflügen erschossen, Besoffene hingerichtet und bei einem Zugtransport Insassen beseitigt wurden. Bis hin zu Wolfgangs tödlichen Bekenntnissen eines Hauptmanns, der den verbundenen Kopf Doros über sich hält. Das sinnlose Morden wird so bedrückend, dass man aus dem Text hinaus fliehen möchte.

Aber wenigstens eine Pause wird uns nach einer halben Stunde gegönnt. Nach ihr kommt der 15 Minuten lange Schlussteil. Das Spiel hat sich die Theke entlang entwickelt, und nun sitzt und steht der Österreicher mitten unter den Zuschauern, spricht Durchhalteparolen, fordert Disziplin, schildert die Folterungen, mit denen er die Truppen zum Angriff treiben will. Redet immer weiter zu seinen Truppen, während Doro Textstellen mit ihrer glashart-klaaren Stimme liest, wie man sie von den Literatursendungen in Ö1 kennt.

Wolfgang bleibt im Spiel, der Erschöpfungswahnsinn greift um sich, er erfährt von Meuterei, hat keine neuen Soldaten mehr. Der verbündete Deutsche tadelt die Österreicher Schlappschwänze, verspricht ein Stahlbad und stößt mit Champagner, buchstäblich über die Köpfe der Gäste hinweg, auf den Endsieg an. Deutsch-österreichischer Abschiedsgesang.

Das Ende der Menschheit droht, das sinnlose Morden ist ihr Ende. Alle töten alle, ein Menschenleben ist nichts wert. Aber die Menschheit lebt weiter, als ob sie an ihren eigenen Gräueln ewig leiden müsste. Ohne Ende. Auch ohne daraus zu lernen? Doro und Wolfgang freuen sich trotzdem. Denn ihnen ist gelungen, was sie versprochen haben. Und das weit mehr als es denkbar schien, wie der schier endlose Applaus beweist. Immer und immer wieder laufen sie um die Theke und verbeugen sich vor den Gästen.

Stella

von Johann Wolfgang von Goethe

am 26. Juni 2005, Schloss Friedhofen, Sankt Peter Freienstein

Knallhart hallen drei Revolverschüsse durch das friedliche Schlösschen. Die Tragödie ist in der schnellen Gegenwart angekommen und hat sich noch schnell vom Orientexpress mitreißen lassen, vom literarischen Mord vor 70 oder dem filmischen vor 30 Jahren. Nicht ohne die Beziehungskrimis der Jetztzeit herzlich zu persiflieren. Denn es ist Tochter Lucie, die den ersten Schuss auf ihren Vater Fernando abgibt. Ihr folgen seine Frau Cäcilie Sommer und seine Geliebte Stella. Die wichtigsten drei Frauen in seinem Leben.

Kurz vor diesem dramatischen Schussakt hilft der Erschossene seiner Geliebten, die sich im zweiten Schluss vergiftet hat, mit dem Hinweis auf, dass aller guten Dinge drei sind, und warnt das Publikum vor den Revolverschüssen im dritten Schluss von 2005. Er ist eine Erfindung der Schauspielertruppe, weiter entwickelt aus dem einfachen Revolverschuss des zweiten Schlusses, den sich Fernando selbst zufügt, nachdem seine Geliebte Stella Gift genommen hat. Dieser Schluss ist eine Änderung vom geheimrätlichen Dichterfürsten selbst aus 1806, angeblich um „die Gefühle zu befriedigen und die Rührung zu erhöhen“. Es war ja schon Klassik angesagt, und Aufführungsverbote zeugen von strenger Moral.

Der selbstmörderische Schuss fällt draußen im Rosengarten, noch wird also das Publikum von der feinfühligsten Truppe geschont. Im ersten Schluss von 1775 fällt überhaupt kein Schuss.

Da herrscht Sturm und Drang, und es gibt eine sehr einfache Lösung: Frau und Geliebte, einander durchaus zugetan, teilen sich schwesterlich den Mann. Aller guten Dinge sind drei. Dieser friedvolle, nach Ansicht seiner Frau zumindest dem männlichen Teil des Publikums gefällige Schluss mag auch an Goethes eigene Liebesgeschichten erinnern, allerdings wird im Stück mehr geredet als geküsst.

Es fällt aber nicht auf, dass soviel geredet wird, denn das Kommen und Gehen zwischen Eingangstor, Tor zum Rosengarten, zum Inneren, ja selbst durch das Stiegenhaus, im ersten Stock, unter den Arkaden, belebt das ganze Haus, macht das Geschehen bewegt, lebendig, das Publikum ist mitten drinnen, ganz dabei.

Neben diesen äußeren Merkmalen fallen als innere die unbändige Lust und mitreißende Freude am Spielen auf, füllen das Schlösschen und verzaubern es, ja selbst das viertelstündliche Schlagen der Turmuhr wird zum Teil des Spieles. Die Truppe ist bestens aufeinander eingespielt und vermittelt die Überzeugung, dass jeder alles gibt, jeder die anderen alles geben lässt. Handlung und Sprache bleiben alt, auch beim dritten Schluss. Aber das Augenzwinkern, dass es doch nur Spiel ist, lässt eine zarte Heiterkeit über der Szene schweben. Und das ist gut so, denn es löscht die Bedenken, das Stück sei nicht mehr zeitgemäß. Und dass ein modernisierter dritter Schluss auch nur eine von vielen Varianten des ewigen Themas vom Mann zwischen zwei Frauen sein kann, weswegen es nicht notwendig ist, ein Stück aus 1775 oder 1806 zu zerstören. Man kann auch aller guten Dinge drei nebeneinander stehen lassen.

Stella: Brigitte Quadlbauer (Temperamentvoll schmachkend, hinreißend vergehend)

Cäcilie Sommer: Dorothee Steinbauer (stillvoll beherrscht, bis in die kleinsten Nuancen der Rolle),

ihre Tochter **Lucie:** Viktoria Steiner (bezaubernd frisch, aufregend wütend, bewegend traurig)

Fernando: Wolfgang Dobrowsky (Hoffnungslos leidenschaftlich, verzweifelt liebes- und erholungsbedürftig)

Theatermensen

Wolfgang *Wolff Dobrowsky* & **Dorothee** *Doro Steinbauer*

Ich habe die Arbeiten von Wolfgang interessiert verfolgt. Die Abstraktion der Bilder hat einerseits den Eindruck erweckt, er mache aus der Not eine Tugend. Aber die Texttreue, der Dienst an der Dichtung, führen direkt zum Werk und in das Werk hinein. Er bespielt Orte. Palast-, Schloss- und Hinterhöfe, Keller, Kirchplätze, Säle und Kaffeehäuser. Die Zeit, da er in Graz das kleine *Teatro* hatte, kenne ich zwar nicht, aber ich habe es erlebt, wie er schon vorher gleichsam mitten im Publikum Shakespeares *Julius Cäsar*, Goethes *Faust* oder Kleists *Amphitryon* aufgeführt hat.

Ich schrieb über die Aufführungen von *Der Herr Karl* von Merz und Quattiger, *Stella* von Goethe und *Die letzten Tage der Menschheit* von Karl Kraus, der selbst bezweifelt haben soll, dass sein eigenes Werk aufführbar wäre. Im Café Kaiserfeld gelang das im April 2005 aber überraschend gut. Beschrieben habe ich die Aufführungen der von *Wolff* verfassten Groteske *Klimt – Goldfische unter den Seerosen am Attersee*, als erster und *Schnitzlers Fräulein Else* als zweiter Teil; ferner die Wiederaufnahme des *Reigers* von Schnitzler, die Bearbeitung einer älteren Inszenierung des *Faust* und die neuen Inszenierungen von *Warten auf Godot*.

Die Beschreibung schuldig blieb ich für *Scherz – Satire – Ironie und tiefere Bedeutung* von Christan Dietrich Grabbe, gesehen am 6. Juli 2008 im Schloss Friedhofen, für Willy Russels „Educating Rita“ als *Der rosarote Dschungel*, besucht am 22. April 2008 in Graz und für *Faust einsdurchzwei*, eine Art dramatischen Dialog, den die beiden mit rasant wechselnden Rollen aus Anlass der zwanzigjährigen Zusammenarbeit führten, erlebt am 21. Jänner 2009 *Kaiserhof*. Die Erinnerung an die erste Faust - Aufführung vor zwanzig Jahren wird als *Hänger* eingespielt, ansonsten Goethes Text in Reinkultur, teilweise nicht nur wegen Goethe fränkisch gesprochen, sondern weil *Doro* in der *Vorzeit* in einem fränkischen Theater engagiert war. Ich habe es einfach genossen, alles in mich aufzusaugen. Nachher saß ich mit ihnen zusammen und freute mich über die heitere Atmosphäre. Sie baten mich weiterhin über sie zu schreiben, es bedeute ihnen viel. Ich habe bis jetzt keine Entschuldigung, dass ich es nicht getan habe.

Wolfgang hat im Laufe der Jahre Bilder geprägt. Dazu gehört der Rasierschaumkaiser Franz Josef I. in *Die letzten Tagen der Menschheit* und im *Klimt*. Oder der Reiter und sein Pferd in einer Person, die das Geschehen, obwohl selbst auf der Stelle tretend, unglaublich weiter treiben kann. Er ist wahrlich ein Großer, denn er erscheint dabei gleichsam als Kentaur und das hieß schließlich in der Antike auch *Der Große*. Es passt eben für ihn als Verfasser, Bearbeiter, Regisseur und nicht zuletzt als Schauspieler. Zwei Beinpaare und ein Armpaar des Kentaur entsprechen dem Spiel mit rasantem Rollenwechsel und vielen Gleichzeitigkeiten – als ob er nicht nur vier, sondern eben sechs Gliedmaßen hätte.

Der Prinz und die Ewigkeit

2009 war Haydn-Jahr, aber vor allem in der Steiermark auch ein Erzherzog-Johann-Jubiläum. *Wolff* schrieb eine Posse oder einen Schwank, wie immer man es betrachtet, und er spielte mit seiner Truppe auf verschiedenen Plätzen in verschiedenen Orten. Am 21. August 2009 erfreuen sich die Besucher in Trofaiach der so ganz ungewöhnlichen, bis ins Derbe reichenden Komik, sind begeistert vom geistreichen Witz, der mit den Sätzen und Gesten auf sie niederprasselt, und wie *geschmiert* die Klischees bedient werden. Geschmiert? Ein Beispiel. Wenn Albert Einstein auftritt und beteuert, dass alles relativ sei und wie im weltweit bekannten Foto die Zunge zeigt, mag das derb wirken, mag an Schmiere herankommen, aber wenn diese Szene, die im Vor- und Zurückgehen auf der Bühne eine Zeitschleife bedeutet, ist der tiefere Sinn – mit einfachsten Mitteln – erreicht. Oder wenn Joseph Haydn, dessen Kopf erst 1954 zu seinem Leichnam gefügt wurde, zu manchem Unfug ansetzt, weil ihm irrtümlich der Kopf von Josefine Mutzenbacher aufgesetzt worden sei.

Als Einstein mithilfe der Relativitätstheorie, unterstützt von Madame Curie, dort in der Ewigkeit, in der sie sich befinden, eine Zeiteinheit findet, und der Erzherzog für lange Zeit im gängigen Klischeebild als Jäger erstarrt, da stecken nicht nur viele Anspielungen und Querbezüge drinnen, sondern auch ein gerüttelt Maß an heilsam wohlthuender Respektlosigkeit. Die Ewigkeit lässt es menschen, ein tröstlicher Gedanke selbst als Illusion.

Der Prinz und die Ewigkeit.

Ein Auftrag des Vereins Eisenstraße zum Erzherzog Johann Gedenkjahr. Inszenierung: Steinbauer & Dobrowsky. Inhalt:

Im Jenseits wird jubiliert. Die Visionäre, die in einem Neunerjahr verstorben sind, feiern ihr Transformations-Jubiläum. Der Jubiläumsraum ist leer. Erzherzog Johann tritt auf. Er wartet auf die Jubilare. Herr von Hofmannsthal ist geladen, der Tonsetzer Joseph Haydn, Johannes Kepler, Thomas Bernhard, die Liste der Transformationsjubilare ist lang, aber noch keiner da! Johann fühlt sich bestätigt. Das Schwierige an der Ewigkeit ist die Zeit. Mithilfe des Relativitätstelephons, welches er bereits von Albert Einstein für die Ewigkeit hat entwickeln lassen, bittet er denselben herbei, um von ihm eine Zeiteinheit für die Ewigkeit errechnen zu lassen.

Inzwischen ist Anna Plochl, seine große Liebe in der Endlichkeit drüben, und in alle Ewigkeit, aufgetreten. Sie war nur einen Champagner holen. Auch der Tonsetzer Haydn kommt in den Jubiläumsraum. Er hat die Kaiserhymne, sein „patriotisches Geschenk“ an den Kaiser Franz, den Bruder des Erzherzogs, durchgespielt, am Klavier, und ist dann nach einigem Suchen in den Jubiläumsraum gekommen.

Auch die Musiker treten auf. Sie haben zum Üben noch geschwind die Kaiserhymne durchgespielt, und sind dann, nachdem sie sich einige Male verlaufen haben, hergekommen. Anna und ihre große Liebe, schon in der Endlichkeit drüben, und hier in der Ewigkeit, dem Erzherzog Johann halt, wird klar, dass nur die Melodie der Kaiserhymne für die Errechnung der Zeiteinheit in Frage kommt. Als Albert Einstein auftritt, scheint eine Lösung in Sicht, aber jetzt fangen die Probleme erst an. Glücklicherweise hat sich Madame Curie mit den Musikern eingeschlichen, der nur den Jubilaren vorbehalten ist, weil sie unbedingt Haydn kennen lernen will. Dafür hat sie extra das Geigenspiel erlernt...

Die hektische Formelsuche, das Geräusch der Kreide an der Rückseite des Spiegels, weckten in mir die Erinnerung an *Wolffs* Vater *Rudi* und seine Zahlenspiele, wie ich sie im April 1992 zu meinem Fünzfziger in St. Oswald das letzte Mal erlebt habe. Und dass man bei dieser Suche aus der Verbindung von Zahlen, von

Mathematik und Musik, eine kleine Hommage an den Vater herausfinden kann. Und was den Einstein betrifft, wird man erinnert, dass Rudi ja auch Physiklehrer war. Wenn man weiter gräbt, wird aus der einfach scheinenden Posse eine, von lustiger Witzigkeit glanzvoll glacierte, aber nach einigen Überlegungen sogar tiefgründige, um nicht zu sagen philosophische Torte. Ich habe mich schon damals, als er im Buffet-Espresso Frankowitsch den *Herrn Karl* gespielt und zu einem Grazer gemacht hat, gefragt, wieso *Wolfi* dabei den Steirerjanker seines Vaters getragen hat.

* * *

Gerade die des Beiwerks entkleideten Szenen, diese nur angedeuteten Kulissen, Requisiten, Masken und Kleider, regen die Phantasie und zu Erlebnissen in den Köpfen führen. Aus Zuschauern werden Teilnehmende, Anteil Habende. Ist es Koketterie, um nach Komplimenten zu heischen, wenn Wolfgang von *Schmiere* spricht? Das hat er nicht nötig, und dazu gibt es keinen Grund. Denn ich halte ihr Spiel weder für niveaulos noch für schlecht, ganz im Gegenteil, aber dass jemand den stets vorhandenen Humor als Täuschung oder gar Schmähung empfinden könnte, wäre denkbar. Doch gerade der Humor ist es, der den Zugang auch zu den großen Bühnenwerken viel eher ermöglicht. Überhaupt – und das ist ja das Reizvolle – wenn er mit bescheidenen Mitteln erreicht wird.

Dorothee Steinbauer wohnt in Stainach im steirischen Ennstal. Gegenüber dem Bahnhof *Stainach-Irdning* steht ein buntes Haus, das CULTURCENTRUM WOLKENSTEIN (CCW). Der Name rührt von der etwas talab gelegenen landesfürstlichen Burgruine her, der zu Füßen das Schwefelbad Wörschach liegt. Diese Kulturvereinigung organisierte während meines Aufenthaltes auch das Hauptplatzfest, wo am Abend zwei ausgesucht gute Bands Musik machten. Gemeinsam mit Wolfgang Dobrowsky ist sie im Verein führend tätig. Sie wirken an den regionalen Kultur-Aktivitäten mit, so auch an der *Regionale*, die alternativ zu den Steiermärkischen Landesausstellungen entstanden ist.